









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 174.

Elbing, den 27. Juli.

1895.

## Der Fremde.

Roman von G. Struder.

Nachdruck verboten.

11)

Auf diese Aufforderung hin ließ das junge Mädchen in einiger Entfernung von Brown auf der Gartenbank sich nieder und erwiderte dabei unter leichtem Erröthen:

„Wer sollte es mir wohl übel nehmen, wenn ich mit Ihnen, dem auf eine so schändliche Weise Ueberfallenen und Verwundeten mich ein wenig unterhalte? Aber sonst, wenn Jemand thöricht genug sein sollte, mir meine Handlungsweise zu verdenken, so könnte die Rücksicht hierauf mich niemals von meiner Pflicht abhalten, einen Kranken, der ein Gast unseres Hauses ist, nach Kräften aufzuheltern und zu trösten. Sie haben ja das Ihrige gethan, um mich in meiner traurigen Lage aufzurichten und mir Muth einzuflüßeln, und jetzt, wo Sie selbst vielleicht des Trostes bedürfen, da sollte ich mich von Ihnen wenden, weil man sonst am Ende mir ein nicht passendes Benehmen vorwerfen könnte! Eine solche engherzige und egoistische Gesinnung werden Sie doch im Ernst sicherlich nicht bei mir voraussetzen, Herr Brown.“

Ohne auf diese letzte Bemerkung etwas zu antworten, versetzte derselbe lächelnd:

„Ohne Ihre gültige Absicht etwa verkennen oder gar verspotten zu wollen, kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß meine Lage keine so verzweifelte und auch mein Charakter kein so leicht darniederzudrückender ist, daß ich das Bedürfniß nach Trost in mir fühlen sollte. Ein Mann, der von einer Dame sich Trost einreden läßt, müßte nach meiner Ansicht ein sehr erbauliches Bild abgeben. In welcher Hinsicht und weshalb sollte ich mich auch wohl nach Trost sehnen? Vielleicht deshalb, weil ein feiger Mörder mir eine Verwundung beigebracht hat? Ein Mann, dem etwas Derartiges widerfahren ist, der verlangt keinen Trost, der kennt nur mehr ein Gefühl, nämlich dasjenige der Rache, und selbst dieses fehlt mir im gegenwärtigen Augenblicke vollständig. Derjenige, gegen welchen dieses Gefühl sich richten könnte, erscheint mir zu unbedeutend und zu erbärmlich für meine Rache; ich habe nichts für ihn übrig als die Verachtung, die

mich höchstens dazu verleiten könnte, ihn bei Gelegenheit so zu behandeln, wie man wohl einen feigen heimtückischen Hund zu behandeln pflegt.“

„So sind Sie also sicher, daß Sie sich nicht getäuscht haben, als Sie in dem Mörder Herrn Richter zu erkennen glaubten?“ fragte Leonie schauernd.

„Nein,“ erwiderte Brown, „ich kann hierauf, wie ich schon in Gegenwart Ihres Herrn Vaters bemerkte, zu jeder Minute einen Eid ablegen. Kaum fünfzehn Schritte stand ich von ihm, als er den Schuß abfeuerte, und sowie ich mich umdrehte, schaute ich in sein von Haß und Rachsucht ganz verzerrtes Gesicht.“

„Weshalb mag er denn nur einen solchen Haß, der ihn bis zum Verbrechen treiben konnte, gegen Sie empfinden. Daß Sie ihn gestern, um mich vor ihm zu schützen, etwas rauh anfaßten, kann doch nicht die alleinige Ursache hiervon sein. Denn ich sollte denken, ein Mann, der in einem solchen Ueberfluß lebt und dem alles zu Gebote steht, was er verlangen kann, der wird doch nicht eines derartigen Vorfalles wegen seine ganze Zukunft, seine Freiheit oder vielleicht noch mehr aufs Spiel setzen.“

„Ja, wenn der Verbrecher in dem Augenblick, wo er die That begeht oder begehen will, stets die Folgen recht lebhaft sich vergegenwärtigen würde, so wäre die Zahl der Verbrechen eine weit geringere. Aber erstens denkt derselbe in dem aufregenden Moment, welcher der Ausführung des Verbrechens vorhergeht, nur selten an die durch das Gesetz vorgesehene Strafe und zweitens hofft er regelmäßig, daß er unentdeckt bleiben werde. Beides wird auch bei Richter der Fall gewesen sein. Einmal raubte ihm sein wüthender Haß die gesunde Ueberlegung und sodann wird er gedacht haben, mich so zu treffen, daß ich nie mehr den Mund zu einem Zeugniß gegen ihn aufzuthun vermöchte.“

„Es ist schrecklich, entsetzlich!“ rief Leonie gewaltig erregt aus. „Wenn ich daran denke, daß Sie vielleicht als Beiche in dieses Haus . . . Ach, Herr Brown, ich glaube, ich wäre wahnsinnig vor Angst und Schrecken geworden.“

Sie hielt beide Hände vor die Augen, als wollte sie eine fürchterliche Erscheinung von sich verbannen, als sie aber gleich darauf die Hände von dem Gesicht wiederum wegzog, war dieses so blaß, daß Brown einen Ausdruck des Schreckens nicht zu unterdrücken vermochte.

„Was ist Ihnen, Fräulein Leonie?“ stieß er hervor. „Sind Sie krank, soll ich vielleicht Hülfe für Sie herbeiholen?“

„Nein, nein, ich danke Ihnen.“ erwiderte sie mit bebender Stimme, „es ist nichts, es wird vorübergehen. Der Gedanke, daß Sie, der einzige Mensch, der mir wohl will, mir um ein Haar für immer entrisßen worden wäre, der hat mich mit einmal so entsetzt, daß alles Blut nach dem Herzen sich drängte, daß ich glaubte, dasselbe würde plötzlich ganz still stehen.“

Die stoßweise, in abgebrochenen Sätzen hervorgebrachten Worte übten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Brown aus. Ein Zittern durchlief den riesenstarken Körper, ein Ausdruck der grenzenlosesten Zärtlichkeit zeigte sich in seinen Augen und schon streckte er die Hand aus, als wollte er diejenigen seiner Gaskährtin erfassen und sie innig in der Feintgen drücken.

Doch schon im nächsten Moment änderte sich Browns Benehmen. Hastig, als fürchtete er die Berührung mit einem giftigen Reptil, zog er seine Hand zurück und fuhr sich mit derselben einigemal über die feucht gewordene Stirn.

„Fräulein van Veeren,“ sagte er dann mit rauher Stimme, „Sie sind nervös und müssen unbedingt einen Arzt zu Rathe ziehen. Es ist ein krankhaftes Zeichen, daß allein der Gedanke an ein möglich gewesenes Unglück Sie in dieser Weise aufregen kann, und noch dazu der Gedanke an ein Unglück, welches einem Ihnen ganz Fremden beinahe zugestoßen wäre. Denn ich bin Ihnen in der That völlig fremd. Sie kennen nicht das mindeste von meinen Privatverhältnissen, Sie wissen nicht einmal, was mich hithergeführt hat, und so fremd, wie ich jetzt bin, werde ich Ihnen bleiben. Uebermorgen, vielleicht morgen schon, verlasse ich für immer diese Gegend.“

Das junge Mädchen sah ihn bei diesen Worten starr an, als verstände es den Sinn derselben nicht, als sie aber seine harte und finstere Miene bemerkte, begannen ihre Augen in einem frischen Glanz zu schimmern und in schmerzlichem Ton fragte sie:

„Habe ich Sie vielleicht durch ein Wort beleidigt, daß Sie mit einem Mal so zurückstehend gegen mich sind? Wenn dies der Fall sein sollte, so seien Sie überzeugt, daß es ganz gewiß unabsichtlich geschehen ist. Nichts liegt mir ferner, als Sie, zumal in Ihrem jetzigen Zustand, zu kränken oder Ihnen wehe zu thun, und wenn Sie auch wirklich bald für immer diese Gegend verlassen, wenn ich Sie auch nicht wiedersehen sollte, so brauchen wir deshalb doch nicht in gegenseitiger Mißstimmung oder gar Feindschaft uns trennen. Ich empfinde für Sie eine aufrichtige und dankbare Ergebenheit, gepaart mit inniger Theilnahme wegen Ihres Schicksals, und ich nehme es geduldig hin, wenn Sie auch, wie soeben, einmal ungerecht gegen mich sind. Das Bewußtsein dessen, was ich Ihnen schulde, ist zu tief in mir eingewurzelt, als daß eine unver-

diente Aeußerung von Ihnen mich dazu verleiten könnte, Ihnen zu widersprechen oder meinen — verletzten Stolz Ihnen zu erkennen zu geben.“

Brown hatte sich erhoben und den Kopf zur Seite gewandt. Nach einer kleinen Weile aber drehte er sich plötzlich um, und ihr ernst, wenn auch nicht unfreundlich in das erregte Antlitz blickend, sagte er:

„Es wird am besten sein, mein Fräulein, wenn wir mit diesem Gespräch abbrechen würden. Ich wollte Ihnen gewiß nicht wehe thun mit meinen Worten, — welche Veranlassung hätte ich auch hierzu wohl haben sollen? — Es ist nur eine schlimme Gewohnheit von mir, zuweilen ohne jeden Grund meinen Gedanken in etwas stürmischer Weise Ausdruck zu verleihen. Trennen müssen wir uns ja doch einmal, und zwar sehr bald, und es ist stets am verständigsten gehandelt, wenn man vor der nothwendig gewordenen Trennung nichts unterläßt, was einem dieselbe leichter zu machen irgendwie geeignet sein könnte.“

Die letzten Worte sprach Brown in leisem Tone, als redete er zu sich selbst, aber sie wurden dennoch von Leonie vernommen, auf deren Zügen sie ein schwermüthiges Lächeln hervorriefen.

„Gewiß ist es vernünftig,“ erwiderte sie, „wenn man sich eine unvermeidliche Trennung soviel als möglich zu erleichtern sucht, aber es wäre doch, gelinde ausgedrückt, sehr eigentümlich, wenn man jene Absicht auf die Weise erreichen wollte, daß man gegenfeitig bestrebt wäre, das denkbar unfreundlichste Bild von dem andern zurückzulassen. Ist es nicht viel schöner und besser, wenn man in einem solchen Falle mit den Gefühlen gegenseitiger Achtung und freundschaftlicher Erinnerung, mit einem Wort als aufrichtige Freunde von einander geht?“

„Erlassen Sie mir die Antwort darauf, Fräulein van Veeren,“ entgegnete Brown düster. „Es giebt Momente, in denen man gezwungen ist, eines höheren Zweckes halber seinen wahren Charakter zu verbergen, aber da zu heucheln, wo man am liebsten sein ganzes Herz rückhaltlos ausschütten möchte, dazu bin ich wenigstens nicht im Stande. Was soll ich Ihnen jetzt meine freundschaftlichen Gefühle versichern, während Sie vielleicht übermorgen oder morgen schon in mir Ihren größten Feind erblicken werden, der nur hierher kam, um den ruhigen Frieden, in welchem Sie lebten, zu stören? Hätten wir uns nie gesehen, mein Fräulein, dann wäre vieles anders geblieben, das Schicksal aber, welches uns zusammenführte, das wird nachmals Ihren Haß und Ihren Fluch auf mich laden. Wenn Sie mir dann aber zürnen, so erinnern Sie sich dieser Stunde, und daß ich Ihnen offenherzig im Voraus sagte, wie alles noch kommen würde. Ich fühle in diesem Moment das Bewußtsein in mir, Ihnen gegenüber wie ein ehrlicher Mann gehandelt zu haben, und dieses Bewußtsein wird mich vielleicht

einigermaßen für die Zukunft entschädigen und trösten."

"Ich verstehe Ihre Rede nicht, Herr Brown", erwiderte Leonie, die mit ängstlichem Erstaunen zu dem großen Manne vor ihr aufblickte, worauf Brown in kühlem Ton entgegnete:

"Sie werden dieselbe später nur zu gut verstehen. Doch nun wird es, glaube ich, die höchste Zeit, daß wir unsere Unterredung beendigen. Denn dort kommt ein Diener, und wenn ich mich nicht sehr in meiner Vermuthung irre, ist derselbe beauftragt, Sie zu suchen."

Es war in der That so, wie Brown vermuthet hatte. Der Diener war von dem Vater Leonies abgegangen, um dieselbe zum Abendtisch zu rufen, und dorthin begleitete sie nunmehr Brown.

In dem Speisezimmer wartete van Veeren bereits ungeduldig auf das Erscheinen seiner Tochter und seines Gastes. Als er die beiden zusammen eintreten sah, zeigte sich zuerst ein erstaunter Ausdruck auf seinem Gesicht, dann aber wurde seine Miene freundlicher, fast heiter.

Er erkundigte sich lebhaft nach dem Befinden Browns, fragte, wie es mit dessen Wunde aussehe, ob er mit seinem Zimmer und der Bedienung zufrieden sei, kurz, er legte eine solche Theilnahme für seinen Gast an den Tag, daß nicht nur diesem, sondern sogar auch Leonie das veränderte Benehmen des Hausherrn in hohem Grade auffiel.

Die Lösung des Räthsels ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Denn bei Tisch interessirte er sich so angelegentlich für die Vermögensverhältnisse Browns, die Frage, wann und wo der letztere sich hier ankaufen und ob er alsdann nach einer Frau sich umsehen würde, wurde von ihm so oft angeregt, daß Brown die wahren Absichten van Veerens klar wurden. Derselbe hatte seine Ideen in Betreff einer Verbindung Leonies mit Richter im Laufe des Tages völlig geändert und glaubte nun in seinem Gast einen Ersatz für den aufgegebenen Schwiegersohn gefunden zu haben.

Bei dieser Erkenntniß warf Brown unwillkürlich einen Blick auf das ihm gegenüber sitzende Mädchen. Leonie indessen schlenen die gehehmen Absichten ihres Vaters bis dahin entgangen zu sein. Sie hatte den Kopf über den Tisch gebeugt und sah träumerisch vor sich nieder.

Eine gewisse Erleichterung zeigte sich bei dieser Wahrnehmung auf dem Gesichte Browns und ruhig, wenn auch ausweichend, beantwortete er die an ihn gestellten Fragen seines Gasthebers, dessen gute Laune unter der Wirkung des kräftigen Weines, den er in ansehnlichen Quantitäten zu sich nahm, eine immer heitere wurde. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit sprach er sehr viel, wobei er von einem Thema auf das andere kam, und plötzlich begann er auch seiner Verwunderung über die herkulische Gestalt Browns Ausdruck zu verleihen.

"Ich habe noch wenig Menschen von Ihrem

Körperbau gesehen," meinte er, "und ich glaube fast, Sie sind nicht viel schwächer als ich. Wäre ich einige Jahre jünger, so möchte ich beinahe einen kleinen Ringkampf mit Ihnen versuchen. Früher habe ich aus reinem Vergnügen an der Sache manches Preisringen mitgemacht und dabei regelmäßig einen Preis davongetragen."

"Da würde ich jedenfalls den Kürzeren ziehen," erwiderte Brown lächelnd. "Denn erstens habe ich ja gar keine Übung im Ringen und sodann kann ich auch nur auf einem Beine stehen. Drittens aber würde Fräulein Leonie wenig erbaut sein, wenn wir vor ihren Augen einen Ringkampf aufführen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

## Manngfaltiges.

— **Wenn Frauen Sportkämpfe ausfechten** — so überschreibt ein ungalantes Wiener Blatt einen Bericht, aus dem wir unter Fortlassung aller Glossen das rein Thatsächliche wiedergeben wollen. Neulich hat ein „Mädchendistanzgang“ von Wien nach Burkersdorf stattgefunden, bei welchem Fräulein Anna Möhl, die vom Starte um 25 Minuten später als ihre Mitkämpferin abgegangen war, als Siegerin hervorging. Zwei Tage später wurde jedoch gegen den Sieg des Fräulein Möhl mit dem Hinweis Verwahrung eingelegt, daß diese an einzelnen Stellen, wo sie nicht gesehen werden konnte, gelauten sei und sie den Sieg „auf unlautere Art ergattert“ habe. Fräulein Möhl wies diese Beschuldigung entschieden zurück und erklärte sich bereit, den Distanzgang auf derselben Strecke und unter denselben Bedingungen nochmals auszutragen. Diesem Vorschlage schlossen sich sämmtliche 30 Mädchen an, aus welchem Grunde abermals ein Wettgehen veranstaltet wurde, das aber einen unerwarteten Abschluß fand und ein Nachspiel beim Bezirksgerichte in Burkersdorf haben wird. Die letzte Gruppe, bestehend aus den Damen Anna Möhl, Regine Ziegler und Marie Bayer, war von einem Einspänner mit zwei Herren begleitet, um allen Unregelmäßigkeiten zu begegnen. Der Wettgang ging ganz glatt bis unmittelbar nach Ober-Weidlingen vor sich. Fräulein Anna Möhl hatte bereits alle ihre Gegnerinnen überholt und nur noch Anna Ziller, die beim letzten Gange „Vierte“ geworden war und auch den Protest erhoben hatte, vor sich. Da bemerkte Fräulein Möhl, daß Anna Ziller immer einige Schritte ging und dann wieder mehrere Schritte lief. Erboßt hierüber, eilte Fräulein Möhl, jede weitere Konkurrenz aufgebend, ihrer Mitbewerberin

nach und hielt dieselbe, als sie eingeholt worden war, fest. Es entstand nun ein heftiger Wortwechsel, bei welchem sich die Mädchen gegenseitig heftig beschimpften und der so weit gedieh, daß sich schließlich eine Keilerei mit Sonnenschirmen zwischen den beiden Gegnerinnen entwickelte. Das Bemühen der herbeigekommenen anderen Mädchen, Frieden zu stiften, war vergebens. Fräulein Ziller brachte den Kopf des Fräulein Möhl in große Unordnung, wogegen diese ihrer Gegnerin den Besitz scharfer Fingernägel auf den Wangen deutlich zu fühlen gab. Nach längerer Balgerei gaben die Kämpfenden erschöpft das Raufen auf. Den Kampfplatz kennzeichneten ein zerbrochener Sonnenschirm und ein zer-rissener Strohhut, welche beide Gegenstände dem Fräulein Möhl gehörten. Anna Ziller begab sich eiligst nach Wien mit der Bahn zurück, mit der Drohung, sofort durch einen Dienstboten einen Arzt zur Aufnahme eines ärztlichen Gutachtens holen zu lassen, damit sie gegen Anna Möhl klagbar auftreten könne.

— **Ein Bravourstück.** Alter pensionirter Bürgerwehrrhauptmann (am Stammtisch): „Wie ich in meiner Garnison die Rekruten eindrillte, ich sage Ihnen, ist mir mal 'ne ganz merkwürdige Geschichte passiert, die ich Ihnen gleich erzählen werde. Komme ich da eines Tages auf den Turnplatz, wo der Korporal Piesemann eben den Leuten Klimmzüge beibringt. „Piesemann,“ sage ich, „Sie üben nun schon dreiviertel Jahre Klimmzüge, jetzt soll etwas Anderes drankommen: Morgen wird nach Riegen geturnt! Macht aber, daß Ihr schnell dabei vorwärts kommt!“ Nun, denken Sie, am andern Tage, wie ich auf den Exerzierplatz komme, ist Niemand da. Heiliges Kanonenrohr! den! ich, was soll das heißen? — Na, was meinen Sie, mein Piesemann mit sämtlichen Rekruten war reinweg verschwunden, drei Wochen hörte man nichts mehr von ihnen. Wie wir nun Alle schon denken, die werden verunglückt sein, kommt Ihnen eines Tages 'ne Postkarte aus Stralsund von Piesemann'n: Sie könnten nicht weiter nach Rügen, weil das Meer dazwischen wäre. Ob sie umdreh'n dürften! War der dumme Kerl, der als geborener Sachse immer falsch verstand, richtig mit den Leuten, anstatt nach Riegen zu turnen, nach der Insel Rügen losgeturnt!“

— **Eine reizende Duellgeschichte** erzählt F. Sarcey im Pariser Goulois anlässlich des Todes von Hector Bessard: Im Jahre 1866, als Emile de Girardin die „Liberté“ gegründet hatte, war Bessard vom „Temps“ weg und unter dem Befehl dieses neuen Leiters übergegangen, für den er eine Art Kultus

hegte. Damals schrieb ich zufällig, sagt der „Fürst der Theaterkritik“, im Feuilleton des „Temps“ einige Zeilen, durch welche die ganze Redaktion der „Liberté“ sich betroffen fühlen mußte. Heute würde man sie höchst unschuldig finden, denn der Ton der Polemik hat sich seitdem merklich verändert. Die ganze Redaktion fing Feuer, und der Name dessen, der von mir Genugthuung fordern sollte, wurde durch das Loos bestimmt; derjenige Bessards ging aus der Urne hervor. Noch sehe ich Bessard im Walde von Vincennes, wo das Duell stattfinden sollte. Wir hatten Beide unsere Röcke ausgezogen, und warteten, ein jeder an einen Baum gelehnt, bis unsere Zeugen sich über die Bedingungen geeinigt hätten. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge und arteten in Streit aus. „Wenn wir unsere Röcke wieder anzögen,“ sagte ich zu Bessard. „Mich friert.“ — „Mich auch,“ antwortete er. — Das Eis war gebrochen. „Ich will Ihnen etwas sagen,“ hob Bessard wieder an. „Ich habe nichts gegen Sie, ich bin durch das Loos bezeichnet worden und habe gehorchen müssen; aber ich hege für Sie die größte Achtung und eine lebhafteste Sympathie.“ — „Das Gleiche steht meinerseits zu Ihren Diensten,“ erwiderte ich. „Mir wäre nicht von Weitem eingefallen, daß ich mit den paar Zeilen die ganze Redaktion der „Liberté“ in Aufruhr versetzen würde, und daß ich mich gerade mit einem der Männer schlagen mußte, deren Charakter und Verdienst ich am meisten schätze.“ — Nichts war weniger korrekt, als diese Unterredung, denn sie mußte mit einem Händedruck statt mit einem Degenstich enden. Aber während wir so kameradschaftlich plauderten, hörten wir das Klatschen einer Ohrfeige und die kreischenden Stimmen unserer Zeugen. „Wenn Sie wollen,“ sagte ich lächelnd zu Bessard, „so gehen wir hin und trennen unsere Sekundanten.“ Aber diese kamen eben herbeigeläufen, und einer von ihnen rief aufgeregt: „Das Duell kann nicht stattfinden.“ Drei Tage später mußte ich mich mit einem der Zeugen meines Gegners, mit Dubernois, schlagen.

— **Aus „Blattdütsche Logau“** (Kropp): Ein Schullehrer spröck mit sin Schölers über den söbenjähriegen Krieg. Der frög he eenen Jungen: „Kannst du mi nich seggen, wie de söbenjähriegen Krieg anfäng?“ De Jung vertell denn un segg: „Ja, dor schreb de König en Brief an de Kaiserin, dorin stümm: „Leere Frau Kaiserin, morgen fang ik den söbenjähriegen Krieg an.“

Verantw. Redakteur: Dr. Herm. Konicke  
in Elbing.